Das Krönungskleid der Königin Maud von Norwegen.

Das Kleid, das die junge Königin von Norwegen am Krönungstage trug, ist in Norwegen gestickt worden, hat aber seine Form und letzte Vollendung in England empfangen. Das Material, aus dem es besteht, ist der reichste Goldstoff, der so fein gewebt ist, daß er den sanftesten und zartesten Glanz ausstrahlt. Unter der starren glitzernden Fläche des Goldes leuchtete in schillernden Glanze ein weißer seidener Untergrund hervor, und so ist der ganze Stoff in eine wundersame Farbigkeit und strahlende Lichtfülle getaucht. Die Form der Toilette ist eine sich ganz eng dem Körper anschmiegende Prinzeßform. Die Stickerei besteht in Diamanten, Perlen und Silber, die sich zu einem reich über das ganze Kleid ausgebreiteten Muster zusammenfügen. Eine wundervolle Girlande von Rosen und Rankenwerk, mit schön geschlungenen Bändern durchwunden, legt sich um den Saum des Rockes und flutet über die weit sich ausbreitende Schleppe, die mit einem Volant von weicher weißer Seide abgeschlossen wird. An der Vorderseite des Rockes rankt sich die Stickerei in nach oben immer spitzer zulaufenden Linien empor, die der Figur eine biegsame Schlankheit verleihen. Das Decolettee ist von weißen Tüllbauschen umrahmt, und gewährt den kostbaren Juwelen, die die Königin um Hals und Nacken trägt, die prächtigste Entfaltung. Die bis zum Ellbogen reichenden Aermel bestanden aus feinen mit Diamanten und Staubperlen bestreuten Spitzen. Die Königin trug dazu zwei lange Hofmäntel aus rotem Sammet, von kostbaren Agraffen gehalten, mit Hermelin besetzt, den einen mit dem Wappen einer Prinzessin vor der Krönung, den anderen mit der Königskrone nach der Krönung.

Spiel um Millionen.

Kürzlich wurde berichtet, so schreibt eine englische Zeitschrift, daß der Zar einen jungen Offizier der kaiserlichen Garde verabschiedet habe, weil er beim Kartenspiel so hohe Einsätze gemacht hatte, daß er im Verlaufe einer Stunde 80 000 Rubel gewann. Der Zar hat damit augenscheinlich gegen eine der schlimmsten Laster der russischen Aristokratie Einspruch erheben wollen; aber wenn er etwa der Meinung gewesen sein sollte, daß dieser hohe Satz einen Rekord für Spieler darstelle, so befand er sich in einem Irrtum; denn er bleibt noch weit hinter den Einsätzen zurück, die bei anderen Gelegenheiten von Spielern gewagt worden sind. Ein ungarischer Edelmann, der sehr reich ist, hält den „Weltrekord" für Spielgewinne mit Karten; er hat drei- oder viermal den Satz von 200 000 Mk. in der Stunde, den jener russischer Offizier erreicht hatte, bei weitem übertroffen. Er ist unter seinen Bekannten wegen seines Glückes berühmt; so gewann er vor einigen Jahren während eines Spiels von $1^1/_2$ Stunden Dauer in Pest zwei Millionen Mark, also über 20 000 Mk. in der Minute. Von dieser Summe, die ein respektables Vermögen darstellt, hatte der Graf Michael Karoly über die Hälfte und zwei andere Spieler den Rest verloren. Einmal setzte sich der glückliche Spieler an den Kartentisch und verlor hintereinander 160 000 Mk., ohne daß er auch nur einen Pfennig gewann; dann aber wandte sich das Glück zu seinen Gunsten, und als er vom Spieltisch aufstand, war er um 280 000 Mk. reicher, als er sich hingesetzt hatte. Im allgemeinen aber sind doch die Russen die größten Spieler unserer Tage. So verlor Graf Potocki an einem einzigen Abend in noch nicht vier Stunden 3 200 000 Mk. beim Kartenspiel, — wahrscheinlich den größten Betrag, den je ein Spieler in einer Sitzung verloren hat. Schon bevor er sich zu diesem Spiele niedersetzte, hatte er eine Reihe von Spielen beendet, bei denen er 600 000 Mk. verloren hatte. Von seinen verlorenen Millionen gewann dann der eine Partner 2 Millionen und der andere 1 200 000 Mk. Auch in der Londoner Gesellschaft herrscht, wie in der letzten Zeit öfters betont worden ist, die Spielleidenschaft in erheblichem Maße, namentlich seitdem das Bridge so beliebt geworden ist. Aber die Einsätze sind doch nicht mehr so hoch, wie sie in früheren Zeiten waren, da namentlich Whites-Club wegen des hohen Spiels einige Berühmtheit erlangt hatte. In einzelnen Fällen kommen aber immer noch recht ansehnliche Verluste vor. So verlor kürzlich ein junger Gentleman beim Bridge, das er mit Damen spielte, an einem Abend 8000 Mk. und ein junger Gardeoffizier mußte seinen Abschied nehmen, weil er an zwei Abenden in einem Klub, wo hohes Spiel nicht die Regel ist, 220 000 Mk. verloren hatte. Früher dagegen galt ein verwegener Spieler in den Augen der Gesellschaft als ein Held, so z. B. der berühmte Oberst Mellish, der ein sehr großes Vermögen im Spiele durchgebracht hat. Bei einem einzigen Spiel verlor er einmal fast 2 Millionen Mark und bei anderen Gelegenheiten Summen von 200 000—300 000 Mark, ohne vom Tisch aufzustehen; ein einmaliges Würfeln kostete ihm 200 000 Mk. und ein Abheben der Karten 20 000 Mk.

Gedankensplitter.

Es soll nicht heißen, man trägt die und die Mode, sondern man erträgt sie.

*

Stell' dein Licht unter den Scheffel — wenn die Sonne scheint.

*

Wer nach „Vergnügen" jagt, ist meist ohne „Freude".

*

Ob du mit ihm haderst, ist deinem Schicksal höchst gleichgültig.

*

Autel-Variante.

Reich' mir die Hand, mein Leben.
Komm' auf mein Automobil.

(Dorfbarbier.)

Humor des Auslandes. „Nun, lieber Freund, schreit dein Baby noch immer so viel?" — „Nein, nicht ganz so viel! Die Nächte sind im Frühjahr kürzer!" — „O, George," seufzte das romantisch angehauchte junge Mädchen, „ich wollte, du wärest so wie die alten Ritter! Ich wollte, du würdest irgend etwas vollführen, um deine Liebe zu beweisen." — „Himmel!" rief ihr Schatz. „Habe ich mich nicht bereit erklärt, dich zu heiraten".

Zur Revision des Dreyfuss-Prozesses

Noch einmal wird der Vorhang von dem furchtbaren Drama gelüftet, das schon so oft die Gemüter weit über Frankreich hinaus erregt hat. Es soll endgültig Klarheit geschaffen werden über die Frage „War Dreyfus schuldig oder nicht?" Wir glauben kaum, daß auch diesmal eine genaue Aufklärung erfolgen wird. Soviel aber steht wohl fest, daß der unglückliche Dreyfus der Sündenbock für Sünder gewesen ist. Und wenn diese gefaßt werden können, hat der Prozeß wenigstens etwas gutes geschaffen. Unser Bild stellt den Hauptmann Dreyfus dar, seine nimmermüde Gemahlin, deren Initiative er seine Freiheit zu danken hat, sowie seinen unentwegten Verteidiger u. Bruder Matthieu.



Nr. 2. 1906.



Um den Mammon.

Roman von Georg Okonkowski.

(1. Fortsetzung.)

Der frühere Rechtsanwalt begann die von seinem Gegenüber lebhaft erwartete Aufklärung:

„Mit einem englischen Kohlenschiff ist er vor einigen Tagen in Hamburg angekommen, und alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß er aus irgendwelchen kriminellen Ursachen aus England entflohen ist. Er muß mit den hiesigen Verhältnissen indessen sehr vertraut gewesen sein; das beweist schon, daß er sofort das richtige Versteck gefunden hat, denn in diesem Hause ist jeder heimliche Verbrecher, namentlich jeder Flüchtling sehr gut aufgehoben. Offenkundige Verbrecher oder solche, die sich in Hamburg selbst einer Aufsehen erregenden Uebeltat schuldig gemacht haben, werden von dem Inhaber dieser Herberge unter keinen Umständen aufgenommen und zwar aus dem einfachen Grunde, um das Haus nicht in allzuhäufige unnötige Berührung mit der Polizei zu bringen. So kommt es, daß ausländische Flüchtlinge oft wochenlang hier ruhigen Unterschlupf finden können. Das muß er gewußt haben. Der Wirt dieses Hauses, der mich kennt und der mich — leider — vielfach als Rechtsvertreter für sich selbst und seine Einwohner in Anspruch nimmt, bat mich vor einigen Tagen, hierherzukommen, und führte mich dem Kranken zu, der anscheinend langsam seiner Auflösung entgegengeht. Obwohl er meine Anwesenheit gewünscht hatte, ließ er sich doch anfangs zu keinen Erklärungen herbei; erst als ich mich unwillig entfernen wollte, bat er mich mit fieberhafter Angst, wiederzukommen, ihn nicht im Stich zu lassen, da er mir etwas sagen müsse. Auf diese Weise hat er mich von einem Tage zum andern vertröstet. Teils aus Neugierde, teils aus menschlichem Interesse bin ich immer wiedergekommen, und heute endlich teilte er mir mit, daß er sein Ende herannahen fühlte, daß er ein Vermächtnis hinterlassen wolle, das er aber nur einem Beamten seiner Heimatbehörde anvertrauen könne, und als er mir seinen Heimatsort angab, ging ich zu Ihnen, Herr Vizekonsul, um Sie zu bitten, sich des armen Teufels anzunehmen. Das weitere wissen Sie. Sollte er indessen, wie es den Anschein hat, auch jetzt nicht reden wollen, so dürfen Sie mir deswegen nicht zürnen. Es wäre mir freilich sehr fatal, wenn ich Sie unnützerweise aus Ihrer Gesellschaft geholt hätte!"

„Aber, bitte, mir ist ja die Sache selbst sehr interessant!" erwiderte der Vizekonsul. „Fragen Sie ihn doch einmal, ob er sich noch nicht genügend gesammelt hat?"

Der frühere Rechtsanwalt ging nach dem Sofa hinüber; der Kranke blickte ihm mit Augen voll flehender Angst entgegen.

„Wenn ich nur wüßte, wenn ich nur wüßte!" jammerte er leise.

Der Herr Vizekonsul kann unmöglich länger warten!" sprach der Herangetretene. „Sie sehen, er ist im Begriff, fortzugehen, wenn Sie nicht augenblicklich sprechen!"

„Bleiben Sie! Um Gottes willen bleiben Sie!" jammerte der Kranke weiter.

„Wenn Sie wüßten, in welch entsetzlicher Lage ich mich befinde, würden Sie mein Zaudern verzeihen," fuhr er nach einer Pause fort, indem er sich zusammennahm und seiner Stimme gewaltsam Festigkeit verlieh. „Ich weiß nicht, ob mein Geständnis mir nützen kann, aber schaden kann es mir gewiß — so oder so! Es ist eine schreckliche Lage!"

Er stöhnte, allein im nächsten Augenblick raffte er sich wieder auf.

„Mein einziger Trost," hob er wieder an, „ist wenigstens der: mir persönlich kann keiner mehr etwas anhaben, ich habe meine Strafe abgebüßt, — o, unter den fürchterlichsten Qualen, die sich ein Mensch denken kann! Wissen Sie, was das heißt, zehn Jahre Zwangsarbeit in einem englischen Zuchthause? Nach den ersten drei Jahren sind die meisten Menschen schon aufgerieben, irrsinnig oder tot, — aber ich durfte nicht sterben, durfte auch nicht wahnsinnig werden, weil ich die Früchte meiner Leiden genießen wollte. Dieser Gedanke hielt mich aufrecht, er hat meinen Geist vor dem Wahnsinn geschützt, aber meinen Leib konnte er nicht vor dem Verfall aufrecht halten. Ich habe zwar die zehn Jahre ausgehalten, aber die Früchte meines Leidens soll ich doch nicht genießen, denn mein Leib ist dem Tode verfallen. Ich habe vielleicht nur noch Stunden zu leben, und darum dachte ich, vielleicht könnten meine armen Angehörigen die Früchte ernten, die ich durch meine unmenschlichen Leiden gesäet habe, Hören Sie mich an! Bei Gottes Barmherzigkeit, sagen Sie mir: Können Sie mir helfen? Werden Sie mir helfen?"

Achselzuckend erwiderte der junge Vizekonsul:

„Sie müssen uns doch auf jeden Fall erst sagen, um was es sich handelt!"

Wimmernd nickte der Kranke mit dem Kopf

„Ich war vor jener Zeit" — ganz leise und stockweise begann er seine Beichte — „Kassierer in einem großen Londoner Bankhaus, als ich eines Tages vom Teufel besessen wurde. Erlassen Sie mir, die Beweggründe, die Versuchungen und Verführungen, die auf mich einstürmten, Ihnen einzeln und ausführlich vorzutragen, — kurz, Sie werden sich wohl dessen nicht mehr entsinnen, es ist zu lange her, aber es war eine Affäre, mit der sich ganz Europa beschäftigte, — ein Millionendiebstahl war ausgeführt, so raffiniert und großartig in seiner Art, daß die ganze Welt darüber in Erstaunen ausbrach. Sehr lange blieb der Täter unentdeckt, gerade lange genug, daß er Zeit hatte, die gewaltige Beute in Sicherheit zu bringen, dann — durch eine Unvorsichtigkeit, die ja in den seltensten Fällen ausbleibt, wurde er entdeckt. Der Täter war ich! Aber mir lag nicht an der Entdeckung! Alles Geld, das riesengroße Vermögen war in Sicherheit gebracht und gleichmütig sah ich der Strafe entgegen. Nichts konnte mir mein Geheimnis entreißen und ob die Strafe auch eine furchtbare war, ich habe sie überstanden und das Geld blieb mein. Als ich endlich aus dem Zuchthause entlassen wurde, war ich noch kein freier Mann. Ueberall war ich von Gehemipolizisten umgeben, weil man

glaubte, daß ich jetzt das Versteck des Geldes aufsuchen würde. Ich aber war so krank und elend, daß ich kaum daran denken konnte, und in der Hoffnung, vielleicht in anderer Luft so genesen, fuhr ich heimlich nach Deutschland. Hier bin ich nun seit acht Tagen. Sie sehen meinen Zustand und ich werde wohl das Geheimnis, wo sich das gestohlene Vermögen befindet, mit ins Grab nehmen müssen, wenn sich nicht Mittel und Wege finden, es für meine Verwandten zu „retten. Das war es, was ich Sie fragen wollte, Herr Konsul!“

Er hatte das letzte hastig gesprochen, als fürchtete er, daß die Kraft ihn verlassen würde. Jetzt legte er mit leisem Stöhnen das Haupt zur Seite, im nächsten Augenblick war er still, eine tiefe Ohnmacht nahm seine Sinne gefangen.

In ratlosem Erstaunen sahen die beiden Herren, die neben seinem Sofa standen, sich an. Würde er noch so viel Kraft besitzen, ihnen sein Geheimnis anzuvertrauen, oder würde er, ohne seine Seele erleichtert zu haben, ins Jenseits hinüberschlummern? Die Situation war eine äußerst kritische.

II.

Nach kurzem Ueberlegen kamen die beiden Herren, nachdem sie Minuten hindurch wortlos abwartend an dem Lager des geheimnisvollen Fremden gestanden hatten, zu dem Entschluß, einen Arzt herbeizuholen, der vielleicht im stande sein würde, das entschwindende Leben noch für kurze Zeit aufzuhalten, damit der Sterbende Gelegenheit habe, endlich auszusprechen, was ihn so schwer bedrückte.

Da er am besten in diesem Hause und in der Gegend Bescheid wußte, machte sich der frühere Rechtsanwalt auf den Weg, einen Arzt herbeizuholen, während der Vizekonsul bei dem Kranken blieb.

Wohl eine Stunde waren die beiden allein, dann kam der frühere Rechtsanwalt wieder und brachte einen jungen Arzt mit. Der Zustand des Kranken hatte sich inzwischen vollständig verändert. An Stelle der Lethargie, in welcher er sich vorhin befand, war eine hochgradige, fiebrige Erregung getreten. Er phantasierte laut und führte wirre Reden ohne Sinn und Zusammenhang. Der Konsul bedeutete dem Arzt, daß dieser plötzliche Wechsel in dem Zustand des Kranken dadurch entstanden sei, daß er eine große Dosis seiner Medezin genommen habe, die vor ihm auf dem Tisch stand. Der Arzt roch an der fast geleerten Flasche und der Geruch von bitteren Mandeln erklärte ihm den Zustand des Mannes zur Genüge. Die große Dosis Morphium hatte seine Lebensgeister zu einer letzten hochgradigen Erregung angefacht, welche im nächsten Augenblick mit einer Herzlähmung einen gewaltsamen Abschluß finden mußte.

Auf die ängstliche Frage des früheren Rechtsanwalts, ob es denn nicht möglich sei, dem Kranken wenigstens für kurze Minuten die Besinnung noch einmal zurückzugeben, zuckte der Arzt die Achseln. Eine oberflächliche Betrachtung dieses vollständig entnervten und entkräfteten Körpers belehrte ihn zur Genüge, daß hier der Tod eine leichte Arbeit haben würde, daß er hier einem elenden Dasein ein willkommenes Ende bereiten würde.

Trotzdem schrieb der Arzt den Namen eines Gegengiftes auf einen Zettel, welches einer der Herren aus der Apotheke holen sollte, aber bevor der betreffende Herr sich noch zum Gehen wandte, ging eine abermalige Veränderung mit dem Kranken vor. Auf die gewaltsame Erregung folgte plötzlich der Zusammenbruch; der Kopf fiel hintenüber, ein leises Röcheln, die Pupillen in den starr gewordenen Augen weiteten sich. Der Arzt griff nach dem Puls, der eben noch mit rasenden Schlägen den schnellen Blutstrom angezeigt hatte; er stand still wie ein Uhrwerk, das man zu hastig aufgezogen hatte und dessen Feder plötzlich zerbrochen war, dann bückte er sich hinunter nach der Herzgegend. Ein ganz feines, mattes Vibrieren kündete das entfliehende Leben an, wie das leise Nachklingen einer Glocke, die eben ihren letzten Schlag getan. Nach einigen Sekunden war auch das still, — es war alles vorbei.

Der Arzt drückte die Lider auf die aufgerissenen Augen herab.

„Lassen Sie ihm seinen Frieden,“ sagte er ernst, „er hat ausgelitten!“

Ein kurzes Schweigen herrschte in dem niedrigen Raum, der von der Tischlampe noch immer in ein gelbes Licht gehüllt war, indes ein feiner Lichtstrahl des neuen Tages sich durch eine Ritze der dunklen Vorhänge stahl, an der Stelle, wo der Vizekonsul bei seiner Ankunft den Vorhang gelüftet hatte.

Mit wächsernem Gesicht und eingefallenen Wangen, zwischen denen die Nase sich groß und spitz erhob, lag der Tote da. Die tiefe Falte auf der Stirn erzählte noch von der schweren Angst und Sorge, die er mit sich ins Jenseits genommen hatte.

„Wenn Sie die Ausstellung eines Totenscheines wünschen, ich stehe Ihnen zur Verfügung,“ unterbrach nach einigen Augenblicken der Arzt das Schweigen, indem er sein mitgebrachtes Besteck wieder zusammenpackte.

„Das wird seine Schwierigkeiten haben,“ erwiderte der frühere Rechtsanwalt. „Der Mann lebte hier seit einigen Tagen ohne seinen Namen zu nennen. Er stammte aus Süddeutschland und hat deshalb den Konsul seines Heimatlandes zu sehen gewünscht, dem er Aufschluß über seine Person geben wollte. Der Herr Konsul ist zu ihm gekommen,“ — er wies dabei auf den apathisch danebenstehenden Herrn, — „aber zu den Aufschlüssen ist es leider nicht mehr gekommen.“

Der Arzt nickte.

„Wenn Sie meiner trotzdem noch in dieser Angelegenheit bedürfen, Sie wissen ja meine Adresse,“ sagte er. „Jetzt bitte ich höflichst, mich aus diesem Hause, das schon mehr ein Labyrinth zu nennen ist, hinauszuführen.“

Der frühere Rechtsanwalt geleitete den Arzt hinaus, und der Vizekonsul blieb abermals mit dem Fremden allein, der jetzt als ein stiller Mann dalag. Es war ihm ein wenig unheimlich zu Mute. Er trat an das Fenster und zog den Vorhang weiter zurück, daß das fahle Licht des grauen Aprilmorgens auf sein übernächtiges Antlitz fiel.

Er krauste die Stirn und strich nervös seinen schwarzen seinen Schnurrbart. Man sah es ihm an, daß ernste Gedanken ihn beschäftigten, daß ihn irgend etwas in große Unruhe versetzte, aber sobald der frühere Rechtsanwalt wieder in das Zimmer trat, bezwang er sofort seine Unruhe, und auf dessen Frage, was nun geschehen solle, antwortete er mit leichtem Achselzucken:

„Aber das ist doch sehr einfach! Ich lasse den Mann auf Kosten des Konsulats beerdigen und werde sofort einer Begräbnisinstitution die nötigen Anweisungen geben. Inwiefern erlasse ich sofort in hiesigen, wie in den Blättern seiner angeblichen Heimat einen Aufruf, damit alle, die ihn etwa kennen, von seinem Tode benachrichtigt sind und sich eventuell melden . Ich glaube indes, da der Mann keinen Nachlaß hinterläßt, wird es kaum der Mühe wert sein, sich weiter um ihn zu kümmern.“

„Und die Millionenangelegenheit,“ die ihn in seinen letzten Stunden so sehr beschäftigte?“ fragte der andere noch.

„Die mögen die englischen Gerichte mit dem Toten ausmachen,“ erwiderte der Vizekonsul. „Es ist übrigens am besten so, daß er so schnell gestorben ist, wir hätten sonst nur eine Menge Scherereien gehabt.“

Es klopfte an die Tür und auf das „Herein“ des Rechtsanwalts trat der Wirt des Gasthofes ein, eine vierschrötige Gestalt mit einem glatten, Zutrauen erweckenden Gesicht. Er war bereits von dem Tode seines Einlogierers unterrichtet und machte eine sehr ärgerliche Miene.

„Das hat man von seiner Gutmütigkeit!“ sagte er. „Jetzt habe ich noch die Umstände und am Ende noch Unannehmlichkeiten mit der Polizei!“

Aber der Vizekonsul beruhigte ihn:

„Die Leiche wird noch heute vormittag abgeholt, für alle Unkosten komme ich auf, und wenn die Polizei irgend etwas über den Tod des Fremden wissen will, so sagen Sie nur, man möge sich an mich wenden!“

Der Wirt atmete erleichtert auf und geleitete beide Herren zum Hause hinaus.

Es war ungefähr sieben Uhr morgens geworden; die Hafengegend befand sich bereits in vollerwachter Tätigkeit. Die Menschen eilten nach allen Richtungen ihrem Beruf nach und die Dampfer im Hafen heulten und pfiffen in allen Tonarten, um anzuzeigen, daß sich wieder Arbeit und Leben in ihnen regte.

In Gemeinschaft mit dem früheren Rechtsanwalt fuhr der Vizekonsul nach einer Begräbnisanstalt am Kraienkamp und gab dort die nötigen Aufträge. Dann verabschiedete er sich von seinem Begleiter, um allein in seine Privatwohnung zu fahren, welche sich in einer der elegantesten Pensionen der Vorstadt St. Georg befand. Die nötigen Bekanntmachungen würde er im Laufe des Vormittags von dem Bureau des Konsulats aus an die Blätter ergehen lassen, sagte er noch zum Schluß.

(Fortsetzung folgt.)

Bedaure nie, etwas getan zu haben; bedauere lieber, daß du's nächstens wieder tun wirst!

Otto Weiß.

*

Wer selten lächelt, verrät durch dieses Lächeln, wie's um ihn aussieht. Wer immer lächelt, verrät, daß er etwas zu verraten fürchtet: entweder seine Dummheit oder seine Schlechtigkeit.

Bernhard Shaw.

Hauswirtschaftliches.

Täschchen für Nähutensilien.

Nachstehend beschriebenes kleines Täschchen ist äußerst praktisch zum Mitnehmen auf Reisen, da es sehr wenig Platz wegnimmt. Es hat zusammengelegt die Form eines länglichen Briefumschlages. Oeffnet man es, so zeigt sich die Nebenklappe, dann ein glatter Teil, welcher aufgesteppte Oesen zum Einstecken der kleinen Schere, des Fingerhutes, Handschuhknöpfers und einer Durchziehnadel, sowie ein kleines Nadelbüchelchen aus weißem Flanell hat, und endlich ein zweiter Teil, der eine Tasche bildet zum Aufnehmen von Seide und Garn, Knöpfen und dergl. Das Täschchen wird aus hellbräunlichem Jadastoff gefertigt und ringsum am Rande mit grünem Sammetband eingefaßt, was sich wunderhübsch ausnimmt. Zuvor hat man die Außenseite, sowie die Nebenklappe des Täschchens mit einer Stickerei zu versehen, zu welcher man zierliche Blumen- und Blätterzweige wählt, die im Plattstich mit waschechter Stickseide auszuführen sind.

Kesselstein

läßt sich aus Teekesseln und dergleichen Gefäßen entfernen, wenn man eine Mischung von einem Teil Salzsäure und zwei Teilen Wasser in das betreffende Gefäß gießt, und darin hin- und her schüttelt. Die Salzsäure geht mit dem Kesselstein, der weiter nichts ist, als der Kalk im Wasser, eine chemische Verbindung ein und löst letzteren dadurch ab. Ein sorgfältiges Nachspülen des betreffenden Gefäßes mit heißem und dann mit kaltem Wasser ist natürlich unerläßlich.

Um Tintenflecke

aus Wäsche u. dergl. zu entfernen, wendet man am besten folgendes Mittel an: Man nimmt eine Messerspitze voll Kleesalz, kocht solches in einem Blechlöffel voll Regenwasser über eine Spiritusflamme auf, benetzt den Fleck mit heißem Wasser und taucht ihn in die Lösung. Ist der Fleck ausgezogen, wäscht man die Stelle sofort mit heißem Wasser aus.

Rostige Bügeleisen

sollten mit Bienenwachs und Schmalz, oder mit Bienenwachs und Salz abgerieben werden.

Gebrauchte Korke

lassen sich auf folgende Weise gut reinigen. Die Korke werden in ein Faß gebracht und über sie kochendes, 5 Prozent Schwefelsäure enthaltendes Wasser gegossen, daß sie bedeckt sind. Ein durchlöcherter, in das Faß hineingehender Deckel wird sodann auf die Korken gelegt und dieselben in die Lösung reichlich eine Viertelstunde lang belassen. Darauf wird die Flüssigkeit abgegossen, mit reinem Wasser nachgespült und das Korkenquantum in eine Alaunlösung (0,2 Proz.) gebracht, in der es eine halbe Stunde zu liegen hat. Hierauf werden sie mehrere Male in reinem Wasser sorgfältig abgewaschen und dann in der Sonne getrocknet. In zwei Tagen sind sie auf diese Weise wieder gebrauchsfähig.

Um Messingwaren

eine schöne goldgelbe Färbung zu verleihen, tauche man sie, nachdem sie zuvor vollkommen blank poliert sind, einige Augenblicke lang in eine verdünnte Lösung von neutralem essigsaurem Kupferoxyd, sodann sind sie gut abzuspülen.



Hochsommer.

Frühling, holder fahrender Schüler,
Wo zogst du hin? Die Linden blühn,
Die Nächte werden stiller, schwüler,
Und dichter schwillt das dunkle Grün.

Doch ach! Die schönen Stunden fehlen,
Wo jedes Leben überquoll,
Wo trunken alle Schöpfungsseelen
Ins Blaue schwärmten freudevoll.

Nicht singt mehr wie am Maienfeste,
Die Nachtigall, die Rosenbraut,
Sie fliegt zum tief verborg'nen Neste
Mit mütterlich besorgtem Laut.

Der goldne längste Tag ist nieder,
Der Himmel voll Gewitter glüht;
Verklungen sind die ersten Lieder,
Die schönsten Blumen sind verblüht.

Landwirtschaftliches.

Pflege der Rosen

während und nach der Blüte.

In dieser Periode hat man die sich zeigenden wilden Triebe stets zu entfernen; das Auflockern, Gießen und Düngen darf nicht vernachlässigt werden, doch hat letzteres abends, am besten, wenn Regen bevorsteht, zu erfolgen. Man nehme jetzt den Katalog zur Hand und überzeuge sich, ob die Beschreibung der Rosen mit deren natürlichen Eigenschaften übereinstimmt. Die Blumen, welche dem Verblühen und Abfallen nahe sind, soll man abschneiden, um die Beete stets sauber zu erhalten. Ist ein Trieb auffallend länger als die anderen, so schneidet man ihn nach der Blüte so weit zurück, daß er die Länge der anderen Zweige erhält, damit die Krone oder die Gruppe ein gleichmäßiges Aussehen bekommt. Während der Blüte werden die Rosen oft von einer schlimmen Krankheit, dem sogenannten Mehltau, befallen; dieser weiße Schimmel überzieht die Pflanzen und Gruppen vollständig, tötet die Pflanzen zwar nicht, hindert sie jedoch sehr im Wachstum und fügt namentlich dem Herbstflor bedeutenden Schaden zu. Diese Krankheit kommt ganz plötzlich und man kann nur beim Entstehen dieses Pilzes ein wirksames Gegenmittel anwenden. Hat der Pilz jedoch schon soweit um sich gegriffen, daß die ganze Pflanze oder gar schon die ganze Gruppe befallen ist, so kommt Hülfe zu spät. Die Blätter sind von einem ganz feinen, weißen Hauch überzogen und kräuseln sich etwas. Nach kurzer Zeit befällt er auch die Triebe; die Pflanze mit ihren krausen Blättern und dem weißen Hauch gewährt einen traurigen Anblick; zunächst ist es mit Wachstum und Blühen vorbei. Bemerkt man die Anzeichen an einer Pflanze, so nehme man sofort pulverisierte Schwefelblüte, die in jeder Drogenhandlung zu haben ist, und überstreue die Blätter erst von der unteren Seite, dann die ganze Pflanze von oben gehörig mit diesem Pulver. Am zweckmäßigsten erfolgt dieses Einpudern morgens, wenn Tau auf den Pflanzen liegt, da derselbe das Pulver gut festhält. Man läßt die Schwefelblüte einige Tage auf den Pflanzen und wiederholt das Einpudern, wenn die Schwefelblüte durch Regen abgewaschen wurde. Triebe, die jetzt noch aus unmittelbarer Nähe der Veredelungsstelle kräftig austreiben, entferne man ganz; sie sind sogenannte Räuber, entziehen den stehenden Trieben viel Nahrung und sind doch wertlos, da das Holz nicht ausreift; im Winter würde ein solcher Trieb bis auf den Ursprungspunkt zurückfrieren.

Schneiden des Grünfutters.

Damit der Nachwuchs schneller erfolgt, beginnt man mit Schneiden des Grünfutters möglichst früh, je später geschnitten wird, um so hartstengliger und weniger wertvoll für die Fütterung wird das Grünfutter. — Das Mähen der Gras- u. Futterpflanzen geht bekanntlich am besten in den Morgenstunden vor sich, solange noch Tau liegt. Deshalb läßt man die am schwierigsten abzumähenden, trockenen Wiesenpartien, die mit dichtem, zähem Grase bewachsen sind, frühmorgens mähen, das lockere, saftige Gras späterhin. — Bezüglich der Frage, zu welcher Tageszeit das Grünfutter für die Tiere am nahrhaftesten ist, gehen die Ansichten sowohl bei den Gelehrten wie bei den Praktikern auseinander. Während z. B. Prof. von Rümker in Breslau das Grünfuttermähen am Abend für richtiger hält, hält Prof. Backhaus dafür, in den meisten Fällen sei das Grünfutterschneiden am Morgen richtig.